

Andreas Kramer und
Jan Röhnert (Hg.)

Literatur -
Universalie und
Kulturspezifikum

Beiträge der Sektion
„Literatur und Kultur“
der Internationalen
Deutschlehrertagung
Weimar-Jena 2009

Materialien
Deutsch als Fremdsprache
Band 82



Universitätsverlag Göttingen
2010

Roberto Di Bella (Köln/Toulouse)

„W:orte“

Poetische Ethnografie und Sprachperformanz im Werk von Yoko Tawada und José F.A. Oliver

Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,
geht wie ein Glanz durch unsre hundert Geister
und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.

Rainer Maria Rilke¹

1. Von der Identitätskrise zur ethnografischen Poetik

Als ‚global player‘ einer auch literarisch zunehmend vernetzten und sich vernetzenden Welt haben Yoko Tawada und José F.A. Oliver mit ihren Themen, Texten und Positionen die Ausdrucksmöglichkeiten der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur enorm bereichert, zu deren markantesten Stimmen sie seit rund zwei Jahrzehnten zählen. Mehr noch, sie und viele andere Autoren der sogenannten interkulturellen, Migrations- oder Chamisso-Literatur – ich werde auf die Bezeichnungsproblematik noch zurückkommen – weisen ihr für die Zukunft neue (alte) Wege auf und tragen dazu bei, den Dialog über die (literarische) Konstruktion von Identität im globalen Zeitalter voranzubringen. Sie tun dies angesichts grundlegender Veränderungen unseres Wahrnehmungsgefüges und kulturellen Selbstverständnisses, als deren Seismographen ihre Texte agieren.

Seit Beginn der 1990er Jahre verarbeiten diese jedoch das Thema der Migration im Vergleich zur bis dahin vorherrschenden „Gastarbeiterliteratur“ unter gewandelten poetologischen Prämissen, insbesondere was den Umgang mit dem eigenen Medium betrifft. Dabei möchte ich im Folgenden mit Blick auf die in jeder Hinsicht grenzüberschreitende Charakteristik dieser Literatur den Zusammenhang von Raum und Sprache bei Tawada und Oliver fokussieren. Begleitend hierzu wird auch der Frage nachzugehen stellen, inwiefern bestimmte Akzentverschiebungen seit Beginn der 1990er Jahre, die man als den „performative turn“ der interkulturellen Literatur bezeichnen könnte, auch im Rückgriff auf Schreibverfahren der lite-

¹ Rainer Maria Rilke: Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister. In: Rilke (1996:170)

rarischen Moderne und der Avantgarden zu deuten sind, deren Erbe sie in mancherlei Hinsicht antreten und produktiv weiterschreiben.²

„Von der Identitätskrise zu einer ethnografischen Poetik“, so der Titel eines Beitrags von Özkan Ezli (Ezli 2006:61-73). Der im Titel angedeutete Wandel in der Entwicklung der Literatur der Migration, den Ezli am Beispiel der deutsch-türkischen Literatur nachvollzieht, verweist dabei auf einen Paradigmenwechsel in der Literatur der Migration insgesamt. Dem Versuch einer dreiteiligen Phasierung einer Geschichte der deutsch-türkischen Migrationsliteratur zufolge, wie ihn Ezli (ebd. 61f.) unternimmt, dauert die erste Phase von Anfang der 1970er bis Anfang der 1980er Jahre, als Leid, Kulturverlust und Identitätskrise der Migranten zentrale Themen der literarischen Auseinandersetzung sind. Nach dieser Phase, in der sich die „Gastarbeiterliteratur“³ auch zunehmend zu institutionalisieren beginnt, wird die Migrationserfahrung „nicht mehr als Krise dargestellt, die Auseinandersetzung mit dem Thema auf eine metasprachliche Ebene verlagert.“ (Ezli 2006:61) Es folgt, nach Ezli, mit Beginn des 21. Jahrhunderts eine Phase, in der das Augenmerk nicht mehr primär auf das eigene *Fremdsein* in einem fremden Land gerichtet sei, sondern sich verstärkt auf der (Migrations-)Geschichte der Elterngeneration zuwende, die aus ethnographischem Blickwinkel erzählt wird.⁴

Der von mir übernommene Begriff einer „ethnografischen Poetik“ in der Literatur der Migration seit den 1990er Jahren meint dabei im Anschluss an Ezli, dass insbesondere die Texte der oben skizzierten zweiten Phase in verstärktem Maße ethnografisches Wissen wie soziologische Beobachtungen unabhängig von der eigenen biographischen Situation einfließen lassen.⁵ In bewusst selbstreferentieller Wendung werden diese Wissensbestände dabei zwar durch den Filter einer Innen-

² Für einen Überblick über die Vielfalt der Positionen interkultureller Literatur(en) in Deutschland siehe das umfangreiche Handbuch von Chiellino (2000). Den in der Breite der Positionen aktuellsten Forschungsstand mit weiterführenden Bibliographien bietet der Sonderband *Literatur und Migration* in der von Heinz Ludwig Arnold herausgegebenen Edition *text + kritik* (Arnold 2006), dem vorliegende Beitrag viel verdankt. Mit Spannung erwartet werden kann das neue *Handbuch Migrationsliteratur im deutschsprachigen Raum seit 1945*. Das am Mitteleuropa-Zentrum der TU Dresden angesiedelte Projekt – dort ist auch die *Chamisso-Poetikozentrum für Migrantenliteratur* beheimatet – wird zur Zeit von Prof. Walter Schmitz und einem jungen Germanisten-Team in der Endphase bearbeitet und voraussichtlich im Herbst 2010 erscheinen. Es wird neben einem systematischen Teil insbesondere eine Reihe von rund 230 Autorenporträts enthalten, jeweils begleitet von einem ausführlichen bibliographischen Apparat zur Primär- und Forschungsliteratur. Es wird neben einem systematischen Teil insbesondere eine Reihe von rund 230 Autorenporträts (jeweils mit ausführlichem bibliographischem Apparat zur Primär- und Forschungsliteratur) sowie eine CD-Rom mit Suchroutinen und weiterem Material enthalten. Ein Internetportal ist in Planung

³ Vgl. hierzu ausführlich die selbst bereits zum Zeitdokument gewordene Einführung von Hamm (1988).

⁴ Als Beispiele für diese dritte Phase wären bezogen auf den deutsch-türkischen Kontext u.a. die durchaus kontrovers diskutierten ‚historischen‘ Romane von Feridun Zaimoğlu zu nennen, zuletzt *hinterland* (2009). Vgl. zu den „Phasen der Institutionalisierung der Migrationsliteratur“ auch aktuell bei Schmitz (2010).

⁵ Diese Einteilung dient hier nur zur Orientierung und lässt sich in ihrer Gesamtheit natürlich nicht vom deutsch-türkischen Kontext als Phasierungsmodell auf die Literatur der Migration in Deutschland insgesamt übertragen. Dies zumal auch deshalb, weil bekanntlich gerade nach 1990 andere Migrationsbewegungen zu einer regelrechten „Osterweiterung“ der deutschen Literatur geführt haben. Vgl. hierzu die aktuelle Bestandsaufnahme bei Bürger-Koftis (2009).

ansicht vermittelt wiedergegeben, welche jedoch wiederum durch sprachliche Verfremdungsstrategien und intertextuelle Referenzen ‚objektiviert‘ wird. Autoren wie Zaimoğlu und Özdamar (und dies ließe sich auch auf Oliver und Tawada beziehen) „repräsentieren nicht mehr Probleme zwischen den Kulturen und Identitäten, ihre Sprache hinterfragt vielmehr, verfremdet die Abbildung realer Zustände, hebt die kulturellen Differenzen auf eine andere Ebene und macht deren Zuordnung unmöglich“ (Ezli 2006:67). So gestalten diese Texte Wirklichkeit als ein sozial Imaginäres, dessen Verfremdungspotenzial sie jenseits monokultureller oder nationalstaatlicher Grenzziehungen und Rollenzuweisungen nutzen.⁶ Die eigenen biographischen, sprachlichen und kulturellen Vorbedingungen werden dabei keineswegs gelöscht, sondern ganz im Gegenteil symbolisch verstärkt.

2. „*Dem Wörterbuch seine poetische Ausstrahlung zurückzugeben*“ –
Sprache als kombinatorischer Raum

Beginnen wir jedoch zunächst mit einer individuellen Verortung der Japanerin Tawada Yoko, die uns europäischen Lesern zu Liebe ihren Vornamen vorangestellt hat:

Reisen hieß für meine Großmutter, fremdes Wasser zu trinken. Andere Orte anderes Wasser. Vor einer fremden Landschaft müsse man sich nicht fürchten, aber fremdes Wasser könne gefährlich sein. [...] Ich, als kleines Mädchen, glaubte nicht daran, dass es fremdes Wasser gebe, denn ich dachte immer, der Globus sei eine Wasserkugel, auf der viele kleine und große Inseln schwimmen, das Wasser müsse überall gleich sein. Im Schlaf hörte ich manchmal das Rauschen des Wassers, das unter der Hauptinsel Japans floss. Die Grenze, die die Insel umschloss, bestand auch aus Wasser, das als Welle ununterbrochen ans Ufer schlug. [...] Wie kann man wissen, wo der Ort des fremden Wassers anfängt, wenn die Grenze selbst aus Wasser besteht? (Tawada 2006:66 und 67f.)

„Wo Europa anfängt“, so der Titel des hier zitierten Textes von 1988, ist in dem gleichnamigen Sammelband der Autorin enthalten, der neben zwei Erzählungen eine Reihe zweisprachig abgedruckter Gedichte enthält. Die in zwanzig Abschnitte unterteilte Titelerzählung gilt dabei als Tawadas literarisches Debüt in deutscher Sprache, da die zuvor verfassten Texte nur in Japan erschienen bzw. für eine spätere deutsche Publikation übersetzt worden sind.⁷ Während die erste, noch aus dem

⁶ Wie z.B. in diesem Kontext Berlin zur Metapher für Grenzen, aber auch für Grenzüberschreitung und Neuorientierung geworden ist, beschreibt aktuell Myriam Geiser am Beispiel der Romane E. S. Özdamars und Yadé Karas (Geiser 2009). Vgl. auch Claudia Zierau (2009), die ausgehend u.a. vom Differenz-Begriff Derridas Özdamars Roman *Das Leben ist eine Karavanserei* als Paradigma für die Untersuchung kultureller, nationaler und geschlechtsspezifischer Differenzen in deutschsprachiger Migrantenliteratur heranzieht.

⁷ Für eine Einführung in die mittlerweile recht umfangreiche Forschung zu Tawada siehe u.a. bei Ervedosa (2006), Esselborn (2007), Ivanović (2008b); Koiran (2009) sowie den Artikel zu Tawada im *KL.G* (Klöpper/Matsunaga:2000 und laufende Aktualisierungen). Siehe auch die in dreisprachig gestal-

Japanischen übersetzte, Erzählung „Das Leipzig des Lichts und der Gelatine“ (Tawada 2006:8-26) eine Reisebewegung von West nach Ost beschreibt, steht in spiegelbildlicher Konstruktion in „Wo Europa anfängt“ eine Reise von Asien nach Europa im Mittelpunkt. Yoko Tawadas Einreise 1979 nach Deutschland – zunächst mit der transsibirischen Eisenbahn quer durch Russland nach Moskau und dann weiter nach Berlin-West – ist hierbei zum seitdem beständig variierten Leitmotiv ihrer Texte geworden, jene erste Annäherung an den Kontinent Europa zum Ausdruck eines Gründungsaktes von Tawadas eigener literarischen Identität in deutscher Sprache.

Im Text bekennt die Ich-Erzählerin jedoch im Rückblick, sie wisse von der langen Schiffs- und Zugreise nichts mehr. Dieser bezeichnende Leerraum ihres Gedächtnisses wird nachträglich durch Ausschnitte aus einem Reisebericht und einem Tagebuch ersetzt. Dabei bewegt sich die Erzählung, die autobiographische Prosa, Traumtext und literarisches Manifest zugleich ist und wohl auch Assoziationen an Blaise Cendrars' berühmtes Avantgarde-Gedicht *Prose du Transsibérien* von 1913 aufrufen soll, in der Spannung zweier gegensätzlicher und für Tawadas „Poetik der Migration“ charakteristischer Strukturprinzipien, wie Hansjörg Bay in seiner Interpretation betont: „des syntagmatischen der linearen, zielgerichteten Reise, an deren Route er sich wie an einem roten Faden entlang bewegt, und des paradigmatischen des Motivgewebes, durch das er sich flächig auszubreiten scheint“ (Bay 2006:115).⁸

Letzteres wird nicht zuletzt auch an der dichten intertextuellen Verweisstruktur ihrer Texte deutlich. So fließen bei Tawada Elemente der japanischen Volkskultur ebenso ein wie (insbesondere russische) Märchenmotive und die Traditionen einer europäischen literarischen Moderne von Franz Kafka über Paul Celan bis Ernst Jandl und Friederike Mayröcker. Europa selbst ist jedoch für Tawada ein imaginäres Konstrukt und mythologisches Gebilde, die Summe aller Bilder, die Europäer und Nichteuropäer sich von Europa gemacht haben.⁹ Um dem Leser diese im Wechselspiel von Aneignung und Kritik zurückzuspiegeln, sucht Yoko Tawada die Nähe zum Surrealismus. Hierzu schreibt Bettina Brandt:

Der explizit antinationale Charakter der Texte, ein scheinbar autobiographischer Ich-Erzähler, der sich oft in einem traumähnlichen Zustand befindet, die bewusst eingesetzte Erzählperspektive des Kindes und der dazugehörige erstaunte Blick, das Montageverfahren, das Betonen der Materialität der Sprache, Sprachskepsis und Sprachsensibilität: All diese poetischen Verfahren und literarischen Charakteristika finden sich schon in der Moderne und zwar besonders in der Theorie und Praxis des Surrealismus. (Brandt 2006:75)

Diese Orientierung am Surrealismus bzw. Positionen der Moderne und der Avantgarden insgesamt, wie sie ebenso bei Emine Sevgi Özdamar oder Herta Müller zu

tete Internetseite der Autorin: www.tawada.de

⁸ Für weitere Hinweise zu diesem Text siehe u.a. bei Gutjahr (2008:29-35) und Hoffmann (2006:243-246).

⁹ Vgl. u.a. ihren Essay „Eigentlich darf man es niemandem sagen, aber Europa gibt es nicht“ (Tawada 2000:45-51). Siehe hierzu auch bei van Dijk (2008) und Ivanović (2008a).

beobachten ist, bedingt sich auch dadurch, dass hier bestimmte literarische Verfahren der Moderne im Kontext der interkulturellen Situation „als Möglichkeit des ästhetischen und kulturellen Widerstands“ (Brandt 2006:75) und ‚Wechselobjektiv‘ eingesetzt werden. Hier wäre auch einmal der Vergleich zur Surrealismus-Rezeption bzw. ‚surrealistischen‘ Bildstrukturen bei Paul Celan fruchtbar zu machen, der wiederum selbst eine wichtige intertextuelle Referenz Tawadas ist.¹⁰ Dabei misstraut sie jeder Art von kategorialer Grenzziehung, im geographischen Raum, im Bewusstsein wie in der Sprache, was sich u.a. auch an der nicht nur in „Wo Europa anfängt“ leitmotivisch verwendeten Wassermetaphorik aufzeigen ließe.¹¹

Wie Tawada (nationale) Grenzen wie Identitäten ‚verflüssigt‘, relativiert und multiperspektivisch dynamisiert, zeigt sich schließlich auch am Motivkomplex um Begrifflichkeiten wie ‚Muttersprache‘ und ‚Fremdsprache‘. Die Autorität einer gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen Muttersprache fungiert im allgemeinen Verständnis als Autorisierung von Autorschaft bzw. im gegenteiligen Falle als Verweigerung des Zugangsrechts zu solcher durch die Mitglieder einer vermeintlich ‚natürlichen‘ Sprachgemeinschaft. Einem solchen Denken zufolge stünde die Nationalliteratur, so der Romanist Ottmar Ette in seinem Buch *ZwischenWelten-Schreiben*, nur den ‚native speakers‘, den in eine (Literatur)-Sprache Hineingeborenen, offen. Die Fremden können sehr wohl eine Sprache als Fremdsprache wählen, sollen aber der von Muttersprachlern praktizierten Sprachherrschaft zufolge nicht als autorisierte Vertreter dieser Sprache wählbar sein, da ihre eigene Sprachbeherrschung unauthentisch und unautorisiert bleibe.¹² Solche unterschweligen Besitzkategorien werden von Tawada, Oliver und vielen anderen radikal in Frage gestellt.

Dieses Schwinden – wenn auch nicht Verschwinden – der Differenz zwischen „Muttersprache“ und „Fremdsprache“ sei, so Ottmar Ette, mit den „Zungenfertigkeiten und dem translingualen Zwischen-verschiedenen-Zungen-Schreiben einer Literatur ohne festen Wohnsitz“ (Ette 2005:203) verbunden, deren einzige Nationalität „die der eigenen Zunge“ sei, unabhängig davon, ob diese den Klängen und Bewegungen einer Muttersprache oder einer anderen zueigen gemachten Sprache folgt.¹³ So beschreibt Tawada in ihrem Essay „Von der Muttersprache zur Sprachmutter“, wie die deutsche Sprache ihr „neue Schreibmutter“ den Effekt einer

¹⁰ Vgl. Yoko Tawada: Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch. In: Tawada 1996:121-134; dies.: Rabbi Löw und 27 Punkte. Physiognomie der Interpunktion bei Paul Celan. In: Tawada 2007:38-44; dies.: Die Krone aus Gras. Zu Paul Celans Niemandrose. In: Tawada 2007:63-84). Die Celan-Rezeption wäre auch einmal für andere interkulturelle Autoren wie José F.A. Oliver oder Zafer Şenocak zu untersuchen.

¹¹ So äußerte Tawada im Interview mit Lerke von Saalfeld (Saalfeld 1998:183-206), dass die Tatsache, dass der Mensch zu 80% aus Wasser besteht, bedeute, dass der nach Europa Reisende in dem Maße anders werde, wie das Wasser auf seiner Reise „europäischer“ werden. Eben diese „langsame Veränderung“ des Ichs interessiere sie: „Ich wollte immer, dass das Ich im Zentrum steht, aber dieses Ich ist ein Ich, das wie ein Wasser ist. Kein festes Ich, keine Identität sondern ein Körper, der beweglich ist, der fließen kann, der keine Form hat; dass das Ich im Zentrum steht und die Welt aufnimmt, und indem dieses Ich die Welt aufnimmt, verwandelt es sich“ (ebd. 186).

¹² Vgl. Ette (2005:183), Kursivierungen durch mich (RDB).

¹³ Siehe zum Begriff einer „littérature sans domicile fixe“ auch den Sammelband von Asholt et al. (2009).

„zweiten Kindheit“ verschafft habe: „Wenn man eine neue Sprachmutter hat, kann man eine zweite Kindheit erleben. In der Kindheit nimmt man die Sprache wörtlich wahr. Dadurch gewinnt jedes Wort sein eigenes Leben, das sich von seiner Bedeutung innerhalb eines Satzes unabhängig macht“ (Tawada 2003:13).

Ottmar Ette, der sich in einem Kapitel seines Buches über literarische Repräsentationen der Migration im internationalen Kontext am Beispiel von Yoko Tawada und Emine Sevgi Özdamar der deutschen Situation zuwendet (Ette 2005:181-203), fasst dieses dynamische Sprachverständnis in ein anschauliches Bild, wenn er schreibt, dass in Tawadas Texten eine Poetik ins Werk gesetzt werde, welche die angeeignete Fremdsprache nicht im Sinne einer Immobilie wie ein Hotelzimmer bewohne, in dem nichts verändert werden dürfe, sondern als einen in stetiger Veränderung begriffenen Raum der Sprache begreift (vgl. Ette 2005:185).¹⁴ Was dies nicht zuletzt für die Dynamik des Erzählens bedeutet, führt uns die Autorin selbst vor:

Ich trete mit leichtem Schritt das Gesetz über, wie man einen Stein übertritt. [...] Ich breche die Grammatik durch, den Stab der Sprachpolizisten. [...] „Die Regeln müssen sein“, sagen dir nicht die Polizisten, sondern deine Freunde. „Das ist eine Spielregel, daran musst du dich halten, sonst spielen wir nicht mit dir.“ Demokratische Freunde verkaufen dir den Zwang als Spielregeln. (Tawada 2007:27f.)

Und weiter heißt es dort:

Der Regel treu bleiben: Das ist ein Muss. Ein Mus ist kein Muss. Das Mus ist eine süße Masse, grammatikalisch gesehen unzählbar. Buchstäblich gesehen ist es aber zählbar: M und U und S: das sind drei Buchstaben. Was du zählen kannst, kannst du auch umstellen. Ums, Sum, Usm, Smu, Msu. Die Buchstaben sind bereit, durcheinandergewürfelt zu werden. Sie sind Würfel auf einem Spieltisch. (Tawada 2007:28)

Tawada ist, wie es in diesem „Sprachpolizei und Spielpolyglotte“ betitelten und dem Lyriker Ernst Jandl gewidmeten Essay weiter heißt, „von einer großen Lust ergriffen, die Buchstaben durcheinanderzubringen, um dem Spielplatz Wörterbuch seine poetische Ausstrahlung zurückzugeben“ (Tawada 2007:37). Durch Wort-„Spielereien“ Tawadas wie die oben zitierten werden die verwendeten Elemente aus ihrem realen Zusammenhang gerissen und „für noch nicht aufgetretene Kombinationen und Konstruktionen freigesetzt, durch die die Welt neu gelesen, gesehen und entdeckt werden kann.“ (Brandt 2006:75) Auch hier liegt der Vergleich zum Surrealismus und seinen von Zufall und Plötzlichkeit geprägten Bildverfahren nahe, mit denen die Vorstellungen von Talent und Fruchtbarkeit des Künstlers ad absurdum geführt werden sollten.

Es sei jedem Menschen möglich, „im Mechanismus der poetischen Inspiration“, wie Max Ernst es schrieb, in rein rezeptiver Haltung „einen unerschöpflichen Vorrat

¹⁴ Siehe hierzu auch das Interview von Bettina Brandt (Brandt 2005:1-15).

an vergrabenen Bildern“ zutage zu fördern, deren Erkenntnis man als irrationale Erkenntnis oder poetische Objektivität beschreiben könne.¹⁵ Die „stärkste poetische Zündung“ ergebe sich dabei aus der „Annäherung von zwei (oder mehr) scheinbar wesensfremden Elementen auf einem ihnen wesensfremden Plan“ (zitiert nach Siepe 1995:359), wie dies bereits der von der surrealistischen Bewegung gepriesene Comte de Lautréamont im 6. Gesang seiner 1868/69 entstandenen *Gesänge des Maldoror* vorgeführt hatte: „Schön [...] wie das zufällige Zusammentreffen einer Nähmaschine und eines Regenschirms auf einem Seziertisch!“; „beau comme la rencontre fortuite sur une table de dissection d'une machine à coudre et d'un parapluie!“

Wie bereits Josef Jurt betont, weise die aktuelle „Literatur der Emigration“, wie er sie nennt,

durch ihre Sprach-Reflexivität, durch die schöpferische Einführung von fremdsprachlichen Elementen, durch die Thematisierung von Fremdheit als genereller Erfahrung (vs. ‚Vertrautheit‘), durch die Übersetzung einer multiplen oder gebrochenen Identität (vs. organische Identität) [...] wesentliche Elemente der literarischen Moderne auf. (Jurt 2006:246)

Die Texte der interkulturellen Literatur dabei mit der Traditionslinie der literarischen Moderne und der Avantgarden in Verbindung zu bringen, ermöglicht es, sie als „Orte des Umdenkens“ zu deuten, wie es Leslie A. Adelson in ihrem Essay „Against Between – Ein Manifest gegen das Dazwischen“ ausgehend von der türkisch-deutschen Situation formuliert hat, „das heißt, imaginative Räume, in denen kulturelle Orientierung radikal neu durchdacht wird“ (Adelson 2006:40).¹⁶

Neben den Texten von Yoko Tawada (*1960) und José F.A. Oliver (*1961) und der erwähnten Emine Sevgi Özdamar (*1946), wären in diesem Zusammenhang und für die Umbruchzeit der 1990er Jahre exemplarisch weitere Autorinnen und Autoren zu nennen. So Ilma Rakusa (*1946) mit ihren Gedichten, Erzählungen (u.a. *Steppe*, 1990) und Essays (u.a. *Farbband und Randfigur*, 1994), aber auch als herausragende Übersetzerin aus dem Russischen, des weiteren der Brasilianer Zé do Rock (*1956) und seine zwischen dadaistischem Sprachmanifest und Autobiographie changierende Reiseprosa in u.a. *fom winde ferfeelt* (1995), die avancierte Lyrik von Zehra Çirak (*1960) in u.a. *Fremde Flügel auf eigener Schulter* (1994), Zafer Şenocak (*1961) als Lyriker, Erzähler wie insbesondere auch Essayist, z.B. in *Atlas des tropischen Deutschland* (1992) sowie schließlich Feridun Zaimoğlu (*1964) mit *Kanak*

¹⁵ So Max Ernst im Katalog der ersten großen Ausstellung surrealistischer Malerei 1934 (zitiert nach Siepe 1995:359).

¹⁶ Der Aufsatz erschien zunächst unter dem Titel „Against Between: A Manifesto“ in Hassan/Dadi (2001). Für weitere Hinweise zur Entstehung und Publikationsgeschichte dieses wichtigen, in der deutschen Übersetzung nur gekürzt vorliegenden Aufsatzes siehe Adelson (2006:45, Anm. 1). Vgl. auch Adelson (2005), wo der Begriff Migrationsliteratur („literature of migration“) statt *Migrantenliteratur* verwendet wird, da für sie die Herkunft der Autoren für ihre literarischen Kategorien nicht entscheidend sei. Natürlich bleibt auch diese Begriffsbildung mit Blick auf die Beschreibung literarischer Phänomene (nicht nur in Deutschland) ein zwangsläufig von Widersprüchen bestimmter Kompromiss.

Sprak (1995) oder *Abschaum* (1997) oder auch Terézia Moras Erzählungen *Seltsame Materie* (1999).

Sie alle erzählen in ihren Texten „differente performative Individuationsgeschichten [...], die kulturelle Verortungen und Ortlosigkeiten in sich tragen und nicht länger repräsentieren“ (Ezli 2006:72). Dennoch: der ‚fremde Blick‘ auf die deutsche(n) Realität(en) und die Auseinandersetzung mit kulturellen Spannungen bleibt prägend. Er hat sich jedoch zunehmend auf die Ebene der Sprache selbst verlagert. Das Nachdenken über die Sprache selber wird zu einem Teil der Literatur und die erwähnten und andere Autorinnen und Autoren schreiben sich damit in eine Tradition ein, die sie selbst aktiv in ihren Texten vielfach aufgreifen und weitertragen. Bei aller unmöglich auf einen Nenner reduzierbaren Vielfalt individueller Profile täte man den Autoren der interkulturellen Literatur keinen Gefallen, wenn man nicht auch diese Avantgarde-Provenienz als Komponente ihrer Poetik hinzufügte. Im Wechselbezug werden so auch Avantgarde und Moderne, durch die akute Auseinandersetzung mit Fremdsein und Fremdsprache an die Lebenswelt zurückgebunden, ein existentiell verbürgter Sinn gegeben.¹⁷

Auf einen einzigen Nenner ist dieses reiche Spektrum an unterschiedlichen literarischen Ansätzen, das durch zahlreiche weitere Namen zu erweitern wäre, freilich nicht zu bringen. Seine „schreibenden Migrationsgenossen“, formulierte Ilija Trojanow jüngst, hätten „viel zu bieten und wenig gemein“ (vgl. Trojanow 2009). So läge beispielsweise zwischen zwei so wunderbar innovativen Autorinnen wie Emine Sevgi Özdamar und Terézia Mora „ein ganzer botanischer Garten an Differenz“ (ebd.), fände sich ein gemeinsamer Nenner allein darin, dass beide „Teil einer forcierten Welthaltigkeit der deutschsprachigen Literatur“ seien (ebd.).

3. fremdw:orte – Sprache als ‚Transitraum‘ dichterischer Migration

„An meiner Wiege zwei Welten, in mir zwei Welten“ (Oliver 1989:8) schreibt José Francisco Agüera Oliver in der Einleitung zu seinem 1989 erschienenen Gedichtband *Heimatt und andere fossile Träume*.¹⁸ Er sieht sich aber nicht als ein „Poet in zwei

¹⁷ Das soll im Umkehrschluss nicht heißen, dass den Texten der somit historisierten „Gastarbeiterliteratur“ keine sprachkritische oder poetologische Innovationskraft eigne (vgl. bereits Biondi 1979). Um hier präzisere Phasierungsmodelle und Bewertungskriterien zu entwickeln, wäre u.a. das Frühwerk von Protagonisten jener Zeit wie Franco Biondi, Carmine Chiellino oder Aras Ören neu zu bewerten, wozu nicht zuletzt der umfangreiche Bestand „Chamisso-Preis-Sammlung [Migrantenliteratur]“ (Signatur CPS) des Deutschen Literaturarchivs Anlass leben könnte. Vgl. online unter URL: <http://www.dla-marbach.de>. Hierbei wäre auch einmal zu untersuchen, welche literarischen Tradierungsprozesse innerhalb der verschiedenen Generationen deutschsprachiger interkulturellen Literatur stattfanden. So war beispielsweise José F.A. Oliver, gemeinsam mit u.a. den oben Genannten, 1980 Mitbegründer des wichtigen *Polynationalen Literatur- und Kunstvereins* (PoLiKunst), zeitweilig auch in dessen Vorstand und 1. Vorsitzender (vgl. Oliver 1987:6) und seine ersten Lyrikbände erschienen in einer beim Verlag *Das Arabische Buch* von Rafik Schami betreuten Buchreihe.

¹⁸ Als Hinführung zum Werk Olivers siehe neben dem bereits zitierten Aufsatz von Joseph Jurt (2006:223-250) die verschiedenen Beiträge von Elke Sturm-Trigonakis (siehe Literaturverzeichnis). Ein ausführliches Interview mit dem Autor führte zuletzt Hannelore van Ryneveld (2008:119-140).

Sprachen – poeta en dos lenguas“, denn Deutsch und Spanisch waren und sind nicht die einzigen Sprachen, die ihn von ersten Kindertagen an prägten. Der Alemannisch-Badensische Dialekt des Schwarzwaldes¹⁹ und das Andalusisch seiner Eltern, die ein Jahr vor seiner Geburt nach Deutschland kamen, sind ebenfalls unverzichtbarer Teil seiner sprachlichen Welterfahrung. „Doch keine Poesie! Nur nüchterne Prosa. Unterm Strich blieben mir folglich zwei Sprachen oder aber zweimal zwei Sprachfetzen und ein Poet, der sich aufgemacht hatte, seine Sprache zu suchen, um nicht zu verstummen“ (Oliver 1989:9). Auch hier ist es wiederum die Unterscheidung von ‚Mutter‘- und ‚Fremd‘sprache bzw. deren performative Neuverortung im Medium der Literatur, die auch beim Leser die Reflexion über Eigenes und Fremdes auslösen soll. Deutlich wird dies z.B. in folgendem Gedicht, welches die Frage in der Art eines Haiku pointiert:

fremdw:ort

das so leicht nicht sag-
bar ist und wird

aus den angeln
gehobene nähe
(Oliver 2000:9)

Oliver ist der *fernlautmetz*, so das Eröffnungsgedicht des gleichnamigen Bandes. Die Ferne holt er über Form, Geschichte und nicht zuletzt den Klang der aus den verschiedenen, ihm zur Verfügung stehenden Register in seine Gedichte transponierten Worte, um sie für den Leser mit dem Sprachmeißel weiter zu bearbeiten. Doch ist zugleich das *fremde* Wort das aus der geographischen Ferne importierte, an dessen Form unsere Zunge sich stößt („das so leicht nicht sagbar ist“), zum anderen hebt Oliver das uns vermeintlich so ‚nahe‘ Idiom mit seiner Lyrik und ihrer sprachlich-formalen Gestaltung beständig „aus den Angeln“.

Die spezifische Verwendung des Doppelpunktes bei Oliver, der trennt und verbindet zugleich, eröffnet jene ästhetische Leerstelle, die der Leser mit seiner Deutungsarbeit zu füllen aufgefordert ist oder andernfalls als Sinnambivalenz aushalten muss. Hierbei hat das „fremdw:ort“ stets auch eine *räumliche Dimension*, schafft Falltüren, die sich plötzlich in fremde, sich zunächst schwer erschließende Wirklichkeiten öffnen können.

Siehe auch die auf der Internetseite des Autors verzeichneten Rezensionen und Interviews (vgl. <http://hablemos.twoday.net>).

¹⁹ Oliver ist bekanntlich in dem kleinen Städtchen Hausach geboren und aufgewachsen, das unter seiner Feder zum literarischen Erinnerungsort wurde. Siehe hierzu insbesondere die Essays seines Bandes *Mein andalusisches Schwarzwaldsdorf* (Oliver 2007) sowie das vom Autor 1998 begründete Literaturfestival „Hausacher Leselenz“ (www.leselenz.de).

kompaß & dämmerung

Da ist der osten weit hinter meiner stirn. Da
 ist der westen ein pfandaug hei
 matt. Da ist der süden würfel
 becher dem hunger. Da ist NORDEN. No
 pierdas el norte. Da ist ostwest
 laibung der sonne. Da ist der mond
 auf seiner suche nach dem zwiegeschlecht. Da ist
 die SPRACHZEITLOSE licht
 verzweigung der vogelunruh. Da ist tau
 brotwärme im verlegten w:ort
 ist stille noch. Da ist der tag
 so reichbar nah.

Für Harald Weinrich
 (Oliver 2002:13)

In Olivers poetischer Topographie, die sich keineswegs mit seiner eigenen realbiographischen decken muss, scheint der Osten mit Rationalität in Beziehung gesetzt („weit hinter meiner stirn“), der Westen mit einer Heimat, deren Erinnerung jedoch vielleicht bereits verblasst („hei/matt“).²⁰ Sobald das lyrische Ich sich im Dialog mit der durchwanderten Natur befindet, steht die sprachliche Erkundung des eigenen Innern im Mittelpunkt. „Keine emotional gesteigerten Naturerlebnisse stehen im Mittelpunkt, sondern der Prozess der Konstruktion und Revision von Selbstbildern, mithin die fragliche Identität eines mit sich selbst sprechenden Ichs (Blödorn 2006:134).

Ebenso wie über die Gedichte der deutsch-türkischen Lyrikerin Zehra Çirak, an denen Andreas Blödorn seine Thesen zum „Unterwegs-Sein‘ in der transkulturellen Gegenwartslyrik“ veranschaulicht, ließe sich auch über die Gedichte Olivers sagen, dass sich in ihnen „Selbstentwürfe jenseits verabsolutierender Gewissheiten“ gestalten, „[n]icht primär als Identitätssuche, sondern als Erfahrung doppelseitiger Verfremdung – im Oszillieren zwischen wechselnden Perspektiven“ (Blödorn 2006:136). Dieser paradoxen gedanklichen Figur des ‚Unterwegs-Seins‘ als einer Fremdsetzung der Fremdwahrnehmung gelte es nachzugehen, so Blödorn weiter, um zu zeigen „wie sich in einem kulturellen ‚Transitraum‘ dichterischer Migration Figuren der Differenz und der Marginalität zugunsten vielfacher Grenzüberschreitung aufheben“ (ebd.).²¹

²⁰ Siehe bei Müller (2007:o. S.) für weitere Hinweise zu diesem Gedicht.

²¹ Homi K. Bhabhas Konzept der Hybridität bezeichnet diese Mischung verschiedener Einflüsse als „eine Form des Schreibens kultureller Differenz inmitten der Moderne“, die „binäre Grenzen ablehnt“ (Bhabha 2000:378). Auf die Literatur übertragen wären hybride Textkonstruktionen solche, die scheinbar feststehende Bedeutungen angreifen und auflösen bzw. eine „Mischform“ der eigenen und der fremden Identität inszenieren, die dabei über diese beiden Teilmengen hinausgeht. „Nationale Kulturen“, so Elisabeth Bronfen, werden in zunehmendem Maße aus der Perspektive von Minderheiten mitproduziert“ (Bronfen 1997:8), als „Mischform“ der ‚eigenen‘ und der ‚fremden

Olivers zahlreiche (Lese-)Reisen führen ihn als Wanderer zwischen den Welten wie den Worten – von ihm immer wieder zusammengeführt in der Schreibung „w:orten“ – immer wieder zu Grenzzonen: an die Grenzen unterschiedlicher Sprachen und Dialekte, an die Grenzen der Kulturen und Identität(en) wie der Semantik, womit natürlich auch die Grenze als Ort des Kontaktes und Austausches aufgerufen wird.²² In ihrem Buch *Global playing in der Literatur. Ein Versuch über die Neue Weltliteratur* (2007) unternimmt deshalb die in Thessaloniki lehrende Romanistin Elke Sturm-Trigonakis den ambitionierten Versuch einer „Komparatistik der Komparatistik“, indem sie die poetischen Strategien in multilingualen lyrischen Texten wie denen Olivers zunächst deskriptiv zu erfassen und dann ihre Funktionalität vor dem Hintergrund aktueller kulturtheoretischer Ansätze transparent zu machen sucht. Dabei sei „Alterität“ gerade im Falle Olivers „nicht als Verlust oder Abwesenheit zu lesen, sondern als Bereicherung, ja als ureigenste Kunstform, die mit Hilfe eines poetischen Plurilingualismus eine völlig neue lyrische Sprache erschafft“ (Sturm-Trigonakis 2005:385).²³ Der multilinguale poetische Diskurs wie ihn Oliver praktiziert, in seinen frühen Gedichtbänden allerdings noch eindeutiger als in den jüngeren, leistet eine „Entautomatisierung der Sprache“ (vgl. Sturm-Trigonakis 2005:394) in vielerlei Hinsicht.²⁴ ‚Code-switching‘ nennen Linguisten das Phänomen von zwei- oder mehrsprachigen Sprechern, das hier jedoch nicht in mimetischer Absicht eingesetzt wird, sondern um spezifische poetische Wirkungen zu erzielen.²⁵

So ist Olivers Sprache Inszenierung und Archiv zugleich, ein performativer Rahmen für die Begegnung mit dem Anderen und zugleich „eine Absage an die offizielle Sprache eines Landes, das uns nicht anzunehmen vermochte und vermag“ (Oliver 1989:11), so 1989 in *Heimatt*.²⁶ Eine bittere Einschätzung, die sich

Identität“, die beide zunächst destabilisiert und dominante Diskurse auflöst und im Ergebnis über diese beiden Teilmengen hinausgeht.

²² Zum Begriff der Grenze als „Kontaktzone“ (Marie Louise Pratt) vgl. bei Sturm-Trigonakis (2007:214–22). Siehe auch Ottmar Ette, der in den *borderlands* zwischen Mexiko und den USA „eine der wichtigsten Landschaften der Theorie, insbesondere der Kulturtheorie“ (Ette 2001:97) ausgemacht hat, weil sich einerseits in diesem Raum die Trennung der beiden Amerikas zur sichtbaren Grenze konkretisiert, andererseits jedoch gerade dort die getrennten Welten einander durchdringen und neue hybride Strukturen schaffen.

²³ So werden bei ihm bekanntlich aus *la luna, la mar* oder *la muerte* in sprachschöpferischer Opposition gegen die eigentliche Genusmarkierung bisweilen die feminisierten Formen *die Mondin, die Meerin, die Todin*, was natürlich das gesamte Assoziationspektrum der Worte im Deutschen mit verändert. Ein Beispiel, das Oliver auch anführt, um zu verdeutlichen, dass „ich nicht nur an den dudenkorrekt ausgelegten Richtschnüre [sic] einer Sprache entlang schreiben kann. Die parallele Wahrnehmung zweier Sprachen lässt mich die Dinge und ihre Verhältnisse ständig aus verschiedenen Perspektiven erleben“ – José F. A. Oliver: „El mar la mar Das Meer Die Meerin Der Meer“ (Oliver 2007:53–64, 54). Siehe auch bereits sein Gedicht „mondwechsel, geschlechterakt“ (Oliver 1997:52).

²⁴ Vgl. hierzu auch van Ryneveld (2008).

²⁵ Zum Aspekt des Multilingualen in der Literatur des 20. Jahrhundert siehe in komparatistischer Hinsicht bereits Schmeling/Schmitz-Emans (2002).

²⁶ Dort heißt es weiter: „Durch diesen Akt der Verweigerung wird unsere Sprachlosigkeit besiegt, und es werden Fragen aufgeworfen. Gleichzeitig wird aber auch die Sprache der Väter herausgefordert und deren Lebensformen misstraut“ (Oliver 1989:11).

in den Gedichten des 1992 erschienenen Bandes *Gastling* – vor dem Hintergrund der in jenen Jahren in beiden Teilen Deutschlands grassierenden Ausländerfeindlichkeit – verschärfen wird. Die Gedichte dieser Jahre, von Harald Weinrich auch als „graue Phase“ (Weinrich 1997:o.S.) der Lyrik Olivers bezeichnet, zeichnen verstört die Ich-Erschütterungen auf, die von den Ereignissen in Mölln, Hoyerswerda oder Solingen bzw. deren medialen Bildern ausgingen. In diesem Zusammenhang sind auch die leitmotivischen Verweise auf Werk wie Schicksal des spanisch-andalusischen Dichters Federico García Lorca für Olivers literarische Identitätsfindung von zentraler Bedeutung.²⁷

Die vermeintliche Hermetik gerade der jüngeren Gedichte Olivers schuldet sich dabei auch der (mit Paul Celan geteilten) Einsicht, dass jede Sprachgestalt zu verweigern sei, wenn sie der Fremde draußen und der „Fremde im Innern“ nicht auf den Grund gehe. Denn Fremde, so Oliver, sei in jeder Sprache. Sie wachse „zum einen aus der Sprache des ‚Gastlandes‘“, zum anderen taste sie „die Bedeutung der entlassenen ‚Muttersprache‘ ab, um sie ebenso zu entlarven“ (Oliver 1989:11). Gerade darum drängt sich für ihn der Weg der Poesie auf, um eine neue Sprache zu schaffen, „Sprache aufzulösen, weil wir uns in keiner Sprache geborgen fühlen“ (Oliver 1989:11).²⁸ Aus dieser Position einer existentiellen Ungeborgenheit wird der Anspruch formuliert, sich und den Leser zu lehren, „fremdlings“ und „flüchtlings“ (so Wortschöpfungen Olivers) zu leben und die eigene kulturelle Position stets in Relation zu setzen.²⁹

4. „immerankömmlinge immer“? – Chamisso und seine Enkel

Mit Blick auf die Themen, Formen und Diskurse der jüngsten interkulturellen Literatur ist somit hervorzuheben, dass das Thema der Reise, der Erkundung und Bewegung weit mehr ist, als das bloße Abtasten geographischer Räume oder die Dokumentation soziokultureller Spannungen. Vielmehr wird hier das klassische Genre Reiseliteratur von den „Unterwegskindern“³⁰ als Existenzform neu begründet, und zwar gerade auch dadurch, dass bei ihnen – wie bereits zuvor bei Autoren wie Celan oder Canetti – die Themen- und Problemkomplexe Raum, Sprache und Erinnerung integrale Bestandteile ihrer poetischen Ethnographien werden:

²⁷ Vgl. exemplarisch das Gedicht „homenaje a federico garcía lorca“ in dem Band *Heimatt* (Oliver 1989:47).

²⁸ Vgl. hierzu auch Zafer Şenocak in *Zungenentfernung*: „Ich finde in der Sprache der Anderen Buchstaben, an die ich mich erinnere, aber es sind noch keine Wörter. Es sind Buchstaben, die zusammen an nichts erinnern. Ich stelle sie dennoch zusammen. Eine neue Sprache? Meine Sprache? Die Buchstaben sind bekannt, aber die Wörter sind neu für mich. Ich möchte diese Sprache so bauen, daß sie nach jeder Seite Fenster hat. Sie ermöglicht Zugang. Ich weiß nur nicht wo“ (Şenocak 2001:89).

²⁹ Vgl. hierzu ausführlich Olivers Vorbemerkung in *Heimatt* (Oliver 1989:7-12).

³⁰ „Ich war ein Unterwegskind“, steht auf der Rückseite des neuen Buches von Ilma Rakusa *Mehr Meer. Erinnerungspassagen* über ihre Kindheit und Jugend in Mitteleuropa „In der Zugluft des Fahrens entdeckte ich die Welt, und wie sie verweht. Entdeckte das Jetzt, und wie es sich auflöst. Ich fuhr weg, um anzukommen, und kam an, um wegzufahren“ (Rakusa 2009).

Erinnerungen sind Reisende. Zeitpilger ohne Wiederkehr auf Wanderbühnen, die Bahnhöfe erzählen. Ankunft und Abschied. Ein Lichtvergleiten aus Nähe und Entfernung. Kilometer um Kilometer, die sich antragen, ergeben, lösen. Imaginär und wirklich. Windmühlenflügel, Grabinschrift. Ein Verkämpfen in Sprache, die wird und Wörter anrichtet: Ich lernte Andalusía, Wunderfitz, Madengele, amapola, Akkordarbeit und Stempeluhr. Heimat, Gastling, patria. Matrosenanzug, Lederarsch, Transitnächte: Fragmente künftiger Orte, die heuer die Finger ins Bildgestöber strecken, als müssten die Wege nachgeplündert werden. Ich folge den Spuren. Dort wohnten wir. Im Kinzigtal.

In seinem Essay „In jedem Fluss mündet ein Meer“ aus der Textsammlung *Mein andalusisches Schwarzwaldorf* – die mit der Gattungsbezeichnung ‚Essay‘ im Untertitel nur schwerlich zu charakterisieren sind – ruft Oliver die Erinnerungsworte seines allemanisch-andalusischen Erfahrungshorizontes ebenso auf wie er in den Beiträgen den Spuren der Eltern(generation) folgt, die sich Ende der 1950er Jahre aus Andalusien ins Kinzigtal aufmachten. Dabei beinhalten die soeben zitierten Sätze weit mehr als die bloß phantasievoll ‚durcheinandergewirbelten‘ Hinweise auf die Stationen einer literarischen Biographie. Vielmehr stecken sie regelrecht programmatisch das aktuelle diskursive Feld (s)eines literarischen Bezirkes ab, der längst die Enge des ihm ursprünglich wohlwollend zugewiesenen Tales eines „Gastarbeiter- und Ausländerliteratur“ verlassen hat. Die Autoren der Literatur der Migration in Deutschland (wie auch in Österreich und der Schweiz) stecken so ‚die Finger ins Bildgestöber‘ einer zunehmend medial verfassten Gesellschaft, ‚verkämpfen sich‘ in die deutsche Sprache, die sie spielerisch erweitern und melden sich auch engagiert in den kulturpolitischen Debatten ihres Landes zu Wort. Aus dieser grundlegenden Spannungssituation heraus, aus der Verbindung, Verschmelzung oder reflexiven Auseinandersetzung mit anderen kulturellen wie sprachlichen Horizonten, entsteht Literatur, die „imaginär und wirklich“ zugleich ist und sich somit jenseits einer Dichotomie von experimenteller Verfremdung oder sozial-realistischer, referentieller Abbildfunktion positioniert.

Hiermit wird zwangsläufig auch die Sprache als Bewegungsraum begriffen und verändert, findet ein „In-Ein-Anderschreiben der Orte, Zeiten, Räume, Identitäten“ statt, um „nicht nur im politischen, sondern auch im (national-)literarischen Bereich Verfestigtes wieder in Bewegung zu setzen“ (Ette 2005:201). So werden nationale Sprachgrenzen und die dahinter stehenden Konzepte wie Nationalstaat oder nationale Kultur durch die Literatur(en) der Migration in ihrem Alleinvertretungsanspruch beständig in Frage gestellt, meist allein durch ihr bloßes Vorhandensein. Dabei werden im Zuge ihrer poetisch-ethnografischen Erkundungen im kulturellen Binnenraum wie auch in anderen Ländern beständig Fremd(heits)erfahrungen der unterschiedlichsten Horizonte in die deutsche/deutschsprachige Literatur eingeschrieben, im Bewusstsein, dass auch im politisch-gesellschaftlichen Diskurs die „herkömmliche Trennung von Innen und Außen immer weniger haltbar ist“ (Roth/Olschanski 2005).

Was hier in den vergangenen Jahrzehnten an literarischen Beständen geschaffen wurde, wurde indes von der institutionellen (Inlands)-Germanistik bislang noch zu wenig wahrgenommen, die diese Werke zwar vielfach als Auslöser von Emotionen („Literatur der Betroffenheit“) oder soziale Dokumente („Gastarbeiterliteratur“) gelesen, immer noch zu selten jedoch als Literatur gedeutet hat, was sich nicht zuletzt auch an der Problematik des begrifflichen Umgangs mit diesen Texte und Autoren ablesen lässt bzw. am Unbehagen mit den jeweils präferierten Varianten selbst bei jenen, die sich dem Thema widmen.

„Ich finde alle Namen schlecht“, schrieb einst Harald Weinrich, „ganz gleich ob man Ausländerliteratur, Zweisprachigkeitsliteratur, Minderheitenliteratur, Immigrantenliteratur oder sonst wie sagt. Was mich betrifft, so sage ich am liebsten: Chamissos Enkel“ (Weinrich 1986:9). Weinrich, Gründerfigur der deutschen DaF-Forschung, leistete bekanntlich auch im Bereich der Anerkennung der interkulturellen Literatur Pionierarbeit, als er 1983, gemeinsam mit Irmgard Ackermann und gegen viele Widerstände, den Adelbert-von-Chamisso-Preis ins Leben rief. Das aktuelle Schaffen deutschsprachiger Schriftsteller ‚mit Migrationshintergrund‘ sollte so mit dem Verweis auf den deutschen Romantiker, Wahlpreußen mit französischer Herkunft und weltumreisenden Naturforscher bewusst in eine bis in die Achsenzeit um 1800 zurückverweisende Traditionslinie eingefügt werden und hierbei Autoren nicht primär aufgrund ihrer Herkunft, sondern wegen der literarischen Qualität ihrer Texte auszeichnen.³¹ Das im Laufe von über 25 Jahren stetig gewachsene Renommée des Preises, zu dessen Trägern auch die beiden hier behandelten Autoren zählen, hat – befördert zudem durch eine Vielzahl von Anthologien (vgl. zuletzt Esterházy 2009) – einer immer breiteren Leserschaft gezeigt, welches ästhetische Potential in der sogenannten „Ausländerliteratur“ steckte. Im gleichen Zug hat sich auch die Akzeptanz migrantischer Autorschaft in der deutschen Leserschaft grundlegend geändert.³²

Dabei sei es nicht unwahrscheinlich, formulierte jüngst die Literaturwissenschaftlerin Immacolata Amodeo, dass es mittlerweile die Preisträger seien, die dem Preis sein Prestige verleihen und nicht umgekehrt.³³ Wenn auch vielleicht das ursprüngliche Auswahlkriterium des Sprachwechsels angesichts in Deutschland heranwachsender neuer Autorengenerationen einer kritischen Überprüfung zu unterziehen wäre, so bleibt der literarische Anspruch weiterhin der beste Garant dafür, dass mit den prämierten Autoren auch ihre vielschichtigen Identitäten und Lebens-

³¹ Zur Vorgeschichte des Preises siehe Harald Weinrich (2008:10-18). Für eine kritische Bewertung siehe u.a. bei Myriam Geiser (2008) sowie im systematischen Teil von Schmitz (2010).

³² Eine Übersicht über alle Preisträgerinnen und Preisträger der ersten 25 Jahre bietet eine kostenlos bei der Robert-Bosch-Stiftung zu beziehende Publikation (Albers 2008). Siehe zum 25jährigen Bestehen auch Schröpfer (2009:16) sowie die Ausgaben des Magazins „chamisso. Viele Kulturen – eine Sprache“ (herausgegeben von der Robert Bosch Stiftung).

³³ „More and more, it seems that the overtones of paternalism in the Chamisso prize award have undergone a reversal: in all probability, it is no longer the Chamisso prize that contributes to the prestige of the authors, but the authors who contribute to the prestige of the prize“ (Amodeo 2008:170). Zur „Vergabe der literarischen Staatsbürgerschaft in der Bundesrepublik Deutschland“ vgl. auch Amodeo (2002).

läufe weiter ernst- und wahrgenommen werden, als Teil einer Gesellschaft, die sich ihrerseits seit den 1980er Jahren kulturell diversifiziert hat und somit an auch literarischen Reflexionen über diese Pluralität interessiert ist.

Die Stimmen dieser und anderer Vertreter einer ‚nicht nur deutschen Literatur‘ werden sich hierbei, so Michael Hoffman, gegen jeden Versuch einer monokulturellen Festschreibung nicht assimilieren lassen, sondern hoffentlich „Fremdheit und Provokation bewahren“ (Hofmann 2006:57) und Sprache in Bewegung gestalten.³⁴ So endet José F. A. Oliveras Langgedicht mit dem bezeichnenden Titel „immerankömmlinge immer“, in dem er die Stationen seiner andalusisch-allemanischen *éducation sentimentale* lyrisch Revue passieren lässt, mit den Zeilen:

[...] & kauen heuer die wörter lang die dörfer nach
die geographischen fragmente
den bilderstau. Wo

könnten wir geboren
sein?
(Oliver 2005:23)

Wo könnten wir geboren sein? Das 20. Jahrhundert als Jahrhundert der Migration, massenhafter Flucht- und Wanderungsbewegungen, hat relevante kulturelle Wissensbestände geschaffen, die in das bestehende Ensemble von Symbolen und Erzählungen zu integrieren sind, die selbst wiederum die sozialen Gegenstände und Prozesse mit konstituieren. In seinem Beitrag für den vorliegenden Band „Wieviel Kultur steckt in der Literatur?“ spürt Jan Urbich dem Weltverhältnis des Literarischen nach. Im Anschluss an Hegel, nach dem Kultur darauf angewiesen sei, „symbolische Systeme zu kreieren, in denen sie sich grundsätzlich und ganzheitlich ihrer selbst vergewissert und durch die sie sich in ihren Tiefenstrukturen selbst zum Thema macht“, verteidigt Ulrich deshalb die literarische Arbeit an der Sprache als „Kulturarbeit im höchsten Sinne des ‚absoluten Geistes‘“. In ihr beziehe sich eine Kultur in grundlegender Weise auf sich selbst und vergewissert sich kritisch ihrer Voraussetzungen und Einstellungen. Diese „tiefgreifende kritische Autopsie von Sprache“ sei das „spezifisch Kulturelle an der Literatur“ (ebd.). Literatur wende das Bedeutungsgeschehen, das alle kulturellen Gegenstände auszeichnet, ins Grundsätzliche: „In ihr entsteht der Möglichkeitsraum, die kulturelle Produktion von Bedeutung selbst zum Gegenstand des Verstehens zu machen“ (ebd.).

Wo könnten wir geboren sein? Diese Frage des in der Welt wie in der Provinz gleichermaßen verwurzelten Dichters aus Hausach, die zugleich ein Arbeitsauftrag für eine Annäherung an das Thema Migration und Literatur im Unterricht sein könnte, fasst gleichermaßen Konfliktfeld und Chance der interkulturellen Literatur bild-

³⁴ An dieser Stelle sei auch auf zwei weitere wichtige Initiativen verwiesen, nämlich den seit 1997 in Österreich bestehenden Literaturwettbewerb „Schreiben zwischen den Kulturen“ (vgl. die Jahresthemen) sowie das Bremer „Festival für grenzüberschreitende Literatur“ *globale* (vgl. www.globale-literaturfestival.de), das sich seit 2007 gezielt auch an ein junges Publikum richtet.

haft zusammen.³⁵ Der Dialog, wie er nicht zuletzt in und mittels dieser Literatur ermöglicht wird, ist dabei nicht nur als *interkulturelle* Brücke zwischen zwei von dieser Situation unberührten Räumen zu verstehen, sondern als „Schwellenraum“ (Homi K. Bhabha), im Augenblick eines räumlichen, zeitlichen und kulturellen ‚Dazwischen‘, als Ideal eines dritten, *transkulturellen* Raumes.

Was also leistet die (deutschsprachige) Literatur (in) der Migration, wie wird sich ihre Zukunft gestalten? Wenn man schon verallgemeinern müsse, so beschließt der ‚Weltensammler‘ Ilija Trojanow seinen bereits zitierten Vortrag *Migration als Heimat*, dann könne man sich vielleicht darauf einigen,

dass diese Literatur die Rolle übernommen hat, die einst der deutsch-jüdischen Literatur zukam, denn beide sind beseelt von einer weltoffenen, flexiblen, vielschichtig geprägten Intellektualität. Wahrlich, es gibt keine Chamisso-Literatur mehr, sondern nur das Hineinwachsen der deutschsprachigen Literatur ins Weltliterarische mit Hilfe der Agenten der Weltläufigkeit und Mehrsprachigkeit. (Trojanow 2009)³⁶

³⁵ Für eine erste Annäherung an das Thema Migration(sliteratur) im Deutschunterricht sehr zu empfehlen ist Müller/Gicek 2007. Einen Überblick über den aktuellen Stand didaktischer Forschung im Bereich des interkulturellen Lernens bot Heidi Rösch in ihrem Plenumsvortrag auf der IDT 2009 (s. Rösch 2010).

³⁶ Trojanows Rede war der Eröffnungsbeitrag auf einer Tagung der Robert Bosch Stiftung anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Chamisso-Preises (*Chamisso – wobin? Über die deutschsprachige Literatur von Autoren aus aller Welt*, 25. – 27. November 2009 im Deutschen Literaturarchiv Marbach). Hierbei wurde auch von anderen Beiträgern herausgestellt, dass eine „Deutsche Literatur von Nicht-Deutschen“ (Dieter Lamping) nicht erst ein Phänomen der Nachkriegszeit ist, sondern eine bis ins 18. Jahrhundert zurückreichende reiche Tradition besitzt, wofür nicht zuletzt das bislang kaum edierte und erforschte Werk Adelbert von Chamissos selbst das beste Beispiel liefere. Diese schon immer vorhandene kulturelle Plurizentrik und Mehrsprachigkeit deutscher Literatur(geschichte) von Chamisso über Fontane und Kafka bis hin zu Ilma Rakusa oder Herta Müller verstärkt herauszuarbeiten, sei, so der Tenor der Beiträge, ein dringendes Desiderat der germanistischen Forschung. Mit Blick auf die notwendige konzeptionelle wie institutionelle Erneuerung des Faches liege hierin ein für die Zukunft fruchtbar zu machendes Potential, wodurch auch der aktuellen Literatur der Migration neue Deutungsräume eröffnet werden. Vgl. hierzu den systematischen Artikel „Migration und Mehrsprachigkeit in der deutschsprachigen Tradition“ im neuen *Handbuch Migrationsliteratur* (Schmitz 2010).

Literatur

José F. A. Oliver

Primärliteratur (in Auswahl)

- Oliver, José F.A. (1987): *Auf-Bruch*. Lyrik. Berlin: Das Arabische Buch 1987.
- Oliver, José F.A. (1989): *Heimatt und andere fossile Träume*. Lyrik. Berlin: Das Arabische Buch.
- Oliver, José F.A. (1997): *Austernfischer, Marinero, Vogelfrau. Liebesgedichte und andere Miniaturen*. Berlin: Das Arabische Buch: 1997.
- Oliver, José F.A. (1999): *fernlautmetz*. Lyrik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Oliver, José F.A. (2002): *nachtrandspuren*. Gedichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Oliver, José F.A. (2005): *finnischer wintervorrat*. Lyrik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Oliver, José F.A. (2007): *Mein andalusisches Schwarzwalddorf*. Essays. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Sekundärliteratur

- Jurt, Joseph (2006): Die Fremde als Verlust, die Fremde als Gewinn. zu José F.A. Oliver's Lyrik. In: Keller, Thomas/Raphaël, Freddy (Hrsg.): *Lebensgeschichten, Exil, Migration*. Berlin: BWV, 223-250.
- Mueller, Marc James (2007): Zwischen Heimatt und Fremdwo:ort. Über poetische Identitäts-Mobilität in der deutsch-spanischen Lyrik José F. A. Oliver's. In: *Glossen* 26, keine Seitenzählung, online unter URL: www.dickinson.edu/glossen.
- Ryneveld, Hannelore van (2008): 'viel stimmig und meersprachig' Im Gespräch mit José F. A. Oliver (Hausach, Februar 2005). In: *Acta Germanica* 36, 119-140.
- Sturm-Trigonakis, Elke (1998): Formen der Alterität in der neuen deutschen Dichtung. Jose F.A. Oliver und Durs Grünbein. In: *Wirkenendes Wort* 48, H. 3, 376-407.
- Sturm-Trigonakis, Elke (2005): Formen und Funktionen des Multilingualismus im poetischen Werk des José F.A. Oliver. In: Butulussi, Eleni (Hrsg.): *Sprache und Multikulturalität*. Thessaloniki: Univ. Studio Press, 381-399.

Weinrich, Harald (1997): Laudatio auf José F. A. Oliver. In: *Bayrische Akademie der Schönen Künste. Jahrbuch* (Jg. 11): München, 535-541, online unter URL: <http://web.mit.edu/course/21/21.german/www/oliverlaudatio.html>.

Yoko Tawada

Primärliteratur (in Auswahl)

Tawada, Yoko (1991): *Wo Europa anfängt*. Prosa und Gedichte. Tübingen: Konkursbuch Verlag: Tübingen (4. Auflage 2006).

Tawada, Yoko (1996): *Talisman. Von der Muttersprache zur Sprachmutter*. Essays. Konkursbuch Verlag: Tübingen (6. Auflage 2003).

Tawada, Yoko (1997): *Aber die Mandarinen müssen heute abend noch geraubt werden*. Prosa und Lyrik. Tübingen: Konkursbuch Verlag.

Tawada, Yoko (2002): *Übersetzungen*. Tübingen: KonkursbuchVerlag.

Tawada, Yoko (2007): *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*. Literarische Essays. Konkursbuch Verlag: Tübingen.

Sekundärliteratur

Bay, Hansjörg (2006): „Wo das Schreiben anfängt. Yoko Tawadas Poetik der Migration“. In: Arnold (Hrsg.): *Literatur und Migration*, 109-119.

Brandt, Bettina (2005): Ein Wort, ein Ohr, or How Words Create Places: Interview with Yoko Tawada. In: *Women in German Yearbook: Feminist Studies in German Literature and Culture* 21, 1-15.

Dijk, Kari van (2008): Arriving in Eurasia: Yoko Tawada Re-Writing Europe. In: Bemong, Nele/Truwant, Mirjam/Vermeulen, Pieter (Hrsg.): *Re-Thinking Europe: Literature and (Trans)National Identity*. Amsterdam: Rodopi, 163-175.

Ervedosa, Clara (2006): Die Verfremdung des Fremden: Kulturelle und ästhetische Alterität bei Yoko Tawada. In: *Zeitschrift für Germanistik* 16/3, 568-80.

Esselborn, Karl (2007): ‚Übersetzungen aus der Sprache, die es nicht gibt‘. Interkulturalität, Globalisierung und Postmoderne in den Texten Yoko Tawadas. In: *Aradia* 42, 240-262.

Esterházy, Péter (2009): *Lichterfeste, Schattenspiele: Chamisso-Preisträger erzählen*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv).

- Ivanović, Christine (2008a): Aneignung und Kritik: Yoko Tawada und der Mythos Europa. In: *Etudes germaniques* 63/H.1, 131-152.
- Ivanović, Christine (2008b): Exophonie, Echophonie: Resonanzkörper und polyphone Räume bei Yoko Tawada. In: *Gegenwartsliteratur: A German Studies Yearbook* 7, 223-247.
- Klöpfer, Albrecht/Matsunaga, Miho (2000): „Yoko Tawada“. In: *KLG*: München.
- Koiran, Linda (2009): *Schreiben in fremder Sprache: Yoko Tawada und Galsan Tschinag. Studien zu den deutschsprachigen Werken von Autoren asiatischer Herkunft*. München: Iudicium.
- Saalfeld, Lerke von (1998): „Wo Europa anfängt“. Im Gespräch mit Yoko Tawada. In: dies. (Hrsg.): *Ich habe eine fremde Sprache gewählt. Ausländische Schriftsteller schreiben Deutsch*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 183-206.

Sonstige Literatur

- Adelson, Leslie A. (2001): Against Between: A Manifesto. In: Hassan, Salah; Dadi, Iftikhar (Hrsg.): *Unpacking Europe: Towards a Critical Reading*. Rotterdam: Nai Publishers, S 244-255.
- Adelson, Leslie A (2005): *The Turkish Turn in Contemporary German Literature. Toward a New Critical Grammar of Migration*. New York: Palgrave Macmillan.
- Adelson, Leslie A. (2006): Against Between – Ein Manifest gegen das Dazwischen. In: Arnold (Hrsg.): *Literatur und Migration*, 36-46.
- Albers, Frank W. (Hrsg.) (2008): *Viele Kulturen - eine Sprache. Adelbert-von-Chamisso-Preisträgerinnen und -Preisträger 1985-2007*. Stuttgart: Robert Bosch Stiftung.
- Amodeo, Immacolata (2002): Anmerkungen zur Vergabe der literarischen Staatsbürgerschaft in der Bundesrepublik Deutschland. In: Aglaia Blioumi (Hrsg.): *Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten*. München: Iudicium, 78-91.
- Amodeo, Immacolata (2008): Migrant tongues: German – and its others. In: Dumontet, Danielle/Zipfel, Frank (Hrsg.): *Écriture migrante – Migrant Writing*. Hildesheim: Georg Olms Verlag, 167-177.
- Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.) (2006): *Literatur und Migration*. München: edition text + kritik, 36-46.
- Bade, Klaus J. (Hrsg. et al.) (2007): *Enzyklopädie Migration in Europa vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag.
- Bhabha, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Mit einem Vorwort von Elisabeth Bronfen. Dt. Übers. v. Michael Schiffmann u. Jürgen Freudl.

- Tübingen: Stauffenburg. (Englischer Originaltitel: *The Location of Culture*. London, New York: Routledge 1994)
- Biondi, Franco (1979): *nicht nur gastarbeiterdeutsch*. Gedichte. Klein Winternheim: Eigenverlag.
- Blödorn, Andreas (2006): ‚Nie da sein, wo man ist‘. ‚Unterwegs-Sein‘ in der transkulturellen Gegenwartsliteratur. In: Arnold (Hrsg.): *Literatur und Migration*, 134-147.
- Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hrsg.) (1997): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen: Stauffenburg.
- Bürger-Kofigis, Michaela (Hrsg.) (2009): *Eine Sprache – viele Horizonte. Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation*. Wien: praesens-Verlag.
- Cendrars, Blaise (1998): *Die Prosa von der Transsibirischen Eisenbahn und der kleinen Jehanne von Frankreich/La prose du transsibérien et de la petite Jehanne de France*. Ins Deutsche übertragen von Michael von Killisch-Horn. Basel: Lenos-Verlag.
- Chiellino, Gino Carmine (2000): *Interkulturelle Literatur in der Bundesrepublik*. Handbuch. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Esterházy, Péter (Hrsg.) (2009): *Lichterfeste, Schattenspiele: Chamisso-Preisträger erzählen*. München: dtv.
- Ette, Ottmar (2005): *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Geiser, Myriam (2008): Der Konkurrenz eine Sprache voraus: Sprachmigration in der deutschen Gegenwartsliteratur mit einem vergleichenden Blick nach Frankreich. In: Grabis, Daniel; Kastenhuber, Eva (Hrsg.): *In mehreren Sprachen leben: literaturwissenschaftliche, sprachdidaktische und sprachwissenschaftliche Aspekte der Mehrsprachigkeit*. Paris: DAAD, 59-92. online unter URL: <http://ubt.opus.hbz-nrw.de/volltexte/2007/394>.
- Geiser, Myriam (2009): West-östliche Orientierungen: Berlin als identitärer Kristallisationspunkt in den Romanen E. S. Özdamars und Yadé Karas. In: Asholt, Wolfgang et al. (Hrsg.) (2009): *Littératures sans domicile fixe/Literatur(en) ohne festen Wohnsitz*. Tübingen: Attempto.
- Hamm, Horst (1988): *Fremdgegangen, freigeschrieben. Einführung in die deutschsprachige Gastarbeiterliteratur*. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Hoffmann, Dieter (2006): *Arbeitsbuch Deutschsprachige Prosa seit 1945. Band 2: Von der Neuen Subjektivität zur Pop-Literatur*. Tübingen/Basel: UTB.

- Hofmann, Michael (2006): Die Vielfalt des Hybriden. Zafer Şenocak als Lyriker, Essayist und Romancier. In: Arnold (Hrsg.): *Literatur und Migration*, 47-58
- Müller, Peter/Cicek, Jasmin (Hrsg.)(2007): *Migrantenliteratur. Arbeitstexte für den Unterricht*. Stuttgart: Reclam.
- Rakusa, Ilma (2009): *Mebr Meer: Erinnerungspassagen*. Graz: Droschl.
- Rilke, Rainer Maria (1996): *Gedichte 1895-1910*. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel-Verlag.
- Rösch, Heidi (2004): Migrationsliteratur als neue Weltliteratur? In: *Sprachkunst – Beiträge zur Literaturwissenschaft XXXV*, 1. Halbband, 89 - 109.
- Rösch, Heidi (2010): „Interkulturell unterrichten mit literarischen Texten und Filmen“. In: Barkowski, Hans et al. (Hrsg. et al.): *Deutsch bewegt. Entwicklungen in der Auslandsgermanistik und Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren (im Druck).
- Roth, Claudia/Olschanski, Reinhard: Kältephase der Gegenwart. Die Linke unterschätzt den Prozess der De-Nationalisierung. In: *Der Freitag* (14.10.2005), online unter URL: <http://www.freitag.de/2005/41/05411701.php>
- Schmeling, Manfred/Schmitz-Emans, Monika (Hrsg.) (2002): *Multilinguale Literatur im 20. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schmitz, Walter (2010): *Handbuch Migrationsliteratur im deutschsprachigen Raum seit 1945*. Dresden: Thelem (im Druck).
- Schröpfer, Robert (2009): Chamisso Sprak: 25 Jahre Chamisso-Preis. In: *taz*, 27. Januar 2009, 16, online unter URL: www.taz.de.
- Siepe, Hans T. (1995): Im Grenzgebiet von Innen- und Außenwelt. Der französische Surrealismus (1919-1939). In: Grimminger, Rolf (Hrsg. et al.): *Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*. Rowohlt: Reinbek, 339-366.
- Sturm-Trigonakis, Elke (2007): *Global playing in der Literatur. Ein Versuch über die Neue Weltliteratur*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Trojanow, Ilija: Migration als Heimat. Von den literarischen Früchten der Entwurzelung und den Agenten der Mehrsprachigkeit. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 30. November 2009, online unter URL: www.nzz.ch. (Vortrag auf dem Symposium *Chamisso – wohin? Über die deutschsprachige Literatur von Autoren aus aller Welt*. Symposium der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart, und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, 25. bis 27. November 2009)

-
- Weinrich, Harald (1986): Ein vorläufiges Schlusswort. In: Ackermann, Irmgard/Weinrich, Harald (Hrsg.): *Eine nicht nur deutsche Literatur. Zur Standortbestimmung der ‚Ausländerliteratur‘*. München: Piper.
- Weinrich, Harald (2008): Ein Rinnsal, das Fluss und Strom werden wollte. Zur Vorgeschichte des Adelbert-von-Chamisso-Preises. In: Pörksen, Uwe/Busch, Bernd (Hrsg.): *Eingezogen in die Sprache, angekommen in der Literatur. Positionen des Schreibens in unserem Einwanderungsland* (= Valerio 8). Göttingen: Wallstein.
- Zierau, Cornelia (2009): *Wenn Wörter auf Wanderschaft gehen. Aspekte kultureller, nationaler und geschlechtsspezifischer Differenzen in deutschsprachiger Migranteliteratur*. Tübingen: Stauffenburg.

Zwei Mütter Wie ich in der deutschen Sprache ankam

Kindheit war das ungefährdete Glück mit zwei Müttern groß zu werden. Die leibliche, die sich, bevor sie unserem Vater von Andalusien aus folgte, um in Deutschland Arbeit zu finden, ferntrauen lassen musste und die uns ihre Weisen sang. Wiegenlieder, wenn wir traurig oder ängstlich waren und nicht einschlafen konnten. Am Wochenende erzählte sie meistens vom Meer, von leeren und vollen Netzen, vom Hunger, der sich mit Hoffnung paarte und von Hafenvierteln, zwielichtigen Promenaden, sprach dabei von Einsamkeit und Tod. Der Tod war immer wie das große, unbekannte Wasser. Er war überall präsent. Beim Waschen, Bügeln, Fensterputzen. Ein kleines Schiff bleibt mir in Erinnerung. Ein kleines Schiff, das nicht in See stechen konnte: Un barquito chiquitito – Ein klitzekleines Schiffchen ... „Und es vergingen ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Wochen und dann konnte die winzige Barke doch die Anker lichten und ihre Reise antreten“, heißt es zum Schluss des Kinderliedes. Die Strophen wiederholten sich wie Schäfchen, die in den Traum gezählt sein wollten. Die andere, Emma Viktoria, die weder meine Geschwister noch ich jemals „Mutter“ riefen, war diejenige, die schon im Schwarzwald lebte, die unserer Familie Zuflucht wurde im Unbekannten und Vertraute in die Fremde und die auch gerne sang, so dass uns weitere Lieder wurden. „Hänschen klein...“ und: „Kommt ein Vogel geflogen ...“ Vor allem aber las sie uns Geschichten vor. Die Bremer Stadtmusikanten lernte ich auf diese Art und Weise kennen und die Unheimlichkeit des Waldes, aber auch dessen Lichtungen. Der Wald hieß Rotkäppchen oder Der Wolf und die sieben Geißlein, Brüderchen und Schwesterchen. Manchmal Rumpelstilzchen. Meine Lieblingsgeschichte war Der gestiefelte Kater.

Für jedes Bedürfnis hatte ich eine Mutter. Für die Nestwärme die andalusische. Für das Rückgrat auf der Straße die alemannische. Dort war vor allem der Kampf um Sprache und Emma Viktoria als Verbündete, wenn es darum ging, so sein zu dürfen wie die anderen. Die Räuberspiele im Wald, die Gruppenstunden in der Katholischen Jugend, das Zeltlager. Das „Recht“ schließlich, auch ein Gymnasium besuchen zu dürfen. Die Genußnahme alsbald, dass die deutsche Sprache auch mir gehörte, und ein Gastarbeiterkind nicht zwangsläufig der Gastarbeiter von morgen zu sein hatte.

Das Gedächtnis ist ein Kaleidoskop. Seine Bilder sprechen vor, ohne dass man den Tonfall der Stimmen im Nachhinein noch vernehmen könnte. Stimmen verblassen mit der Zeit und sind nicht mehr zu hören. Das habe ich schon in meinen Kindertagen von Emma Viktoria gelernt, als sie von denjenigen sprach, die nicht aus dem Krieg zurückkehrten. So wie vieles, was sie sagte, nicht nur eine bloße Kopfgeburt, sondern von ihr durchlebt war. Daraus schöpfte sie ihre Haltung, die sie uns Kindern durch die Zuneigung, die sie für uns empfand, anempfahl: Demut und Hoffnung. Und immer präsent das Gebet, zu dem sie uns allmorgendlich vor dem Frühstück einlud. In ihm fand sie jene Stärke, die ihr der Alltag bisweilen nicht be-reithielt.

Wir Kinder duzten sie. Unsere Eltern hingegen sprachen die Frau, die uns prägen sollte, bis zu ihrem Tod in der Höflichkeitsform und mit Nachnamen an: Frau Welle. Emma Viktoria erwiderte die Wertschätzung. Allerdings mit dem jeweiligen Vornamen. Cloti und Paco. Vielleicht war es ja wirklich ausschließlich der Respekt, der Vater und Mutter dazu bewogen hatte, die aufrichtige Distanz in der Wahl der Anrede zu wahren. Zumindest könnte es so gewesen sein. Von unseren Urlaubsfahrten nach Südspanien, die unsere Eltern als Heimreise bezeichneten, wusste ich, dass unsere Großeltern in Málaga von ihren jeweiligen Schwiegerkindern ebenfalls in dieser Ehrerbietenden Form angesprochen wurden. Wenngleich dann doch mit Vornamen. Das vertrauter auftretende „Du“ blieb im Umgang mit ihnen ein Privileg der Enkel. Gab es möglicherweise doch eine Rivalität zwischen den beiden Frauen, die unser Leben in Deutschland bestimmt hatten? In das Poesiealbum jedenfalls, das ich zu meinem 11. Namenstag geschenkt bekommen hatte – Geburtstage wurden in den Ankunfts-jahren selten gefeiert, die spanische Kultur kannte allenfalls los santos, die Namenstage – ließ ich Emma Viktoria unmittelbar nach meinen Eltern eine Seite frei. Das war 1972. Zu meiner Freude hatte Emma Viktoria neben die Verszeilen, die sie mir widmete, ein Schwarzweißfoto eingeklebt, das uns beide in großer Anhänglichkeit zeigt. In Triberg vor den Wasserfällen auf einer Holzbank sitzend. Ich muss drei oder vier Jahre alt gewesen sein. Sie schwarz gekleidet – ich glaube, sie trug damals Trauer –, in ihrer Hand eine geöffnete Papiertüte, die sie mir hinstreckte, ich ein Stück Brezel essend und mich an ihrem Arm festhaltend. Ein Bild der Geborgenheit.

In klarer Linienführung – einige Buchstaben trugen Züge der Sütterlin-Schrift – hatte Emma Viktoria folgende Zeilen notiert, die ich seither auswendig weiß: „Hab Sonne im Herzen, ob’s stürmt oder schneit, ob der Himmel voll Wolken, die Erde voll Streit. Hab’ Sonne im Herzen, verlier’ nie den Mut, hab Sonne im Herzen und alles wird gut.“

Mutter ging in aller Regel morgens um sechs aus dem Haus, kam gegen Mittag zurück, machte im Kinderzimmer die Betten, bereitete in aller Eile das Essen vor und deckte den Tisch, um wenig später erneut in der Fabrikhalle zu stehen. Wenn sie am frühen Abend zurückkam war Waschen angesagt, bügeln, putzen, vorkochen. Am meisten litt sie unter dem Zustand ihrer Hände. Sie konnte tun, was sie wollte. Durch die ölige Arbeit in der Gewindeschneiderei waren sie kaum noch zu pfl-

gen. Die einzigen Tage im Jahr, an denen sich ihre Hände erholen und die Fingernägel nachwachsen konnten, die sie so gerne lackierte, war während der Ferien im Sommer, wenn wir uns für sechs Wochen nach Andalusien aufmachten und die Großeltern besuchten. Das Diktat der Akkordarbeit gab auch bei uns zu Hause die Zeitabschnitte vor, die wir mit unseren Eltern verbrachten. Alles musste schnell und noch schneller vonstatten gehen. Man lebte für ein paar Augenblicke am Abend, fürs Wochenende oder für die Großen Ferien. Vater arbeitete in zwei Fabriken und fuhr in der kälteren Jahreszeit nachts zusätzlich noch Kohlen aus. Vier Kinder wollten ernährt sein. Manchmal durften wir aufbleiben, bis der Pritschwagen am Haus anhielt, und kurz auf die Straße springen, um ihm unsere Schulhefte zu zeigen, wenn darin ein Lob vermerkt war, oder ihm einfach nur einen Kuss zu geben und Gute Nacht zu sagen. Wir sahen ihn meistens erst am nächsten Nachmittag wieder, bevor er von einer Fabrik in die andere hetzte. Tagsüber hatten wir nicht viel von unseren Eltern. Von Vater weniger noch als von Mutter. Sie wollte es sich deshalb auch nicht nehmen lassen, uns jeden Tag wenigstens das Mittagessen vorzubereiten. Dennoch waren wir nicht allein.

Wir hatten jemand, der für uns da war, wenn Mutter in die Fabrik gehen musste: Emma Viktoria, die selber einst als Fremde nach Hausach gekommen war. In der Nähe von Malsch geboren, hatte sie ihren Mann während der Kriegsjahre in Karlsruhe kennen gelernt, als er, verletzt, für ein paar Wochen der Front den Rücken kehren konnte, um sich zu Hause auszukurieren. Wir Kinder waren natürlich mehr als nur einmal neugierig oder „wunderfützig“, wie es so schön auf alemannisch heißt – „wenn de Wunderfütz plogt“ – und fragten sie immer wieder, wie es sie in den Schwarzwald verschlagen habe. Dann erzählte sie uns scheu und dennoch ausführlich ihre Geschichte. Dass sie nämlich, als sie diesen „sturen Schwarzwälder Kerl“ kennen lernen sollte – so nannte sie ihn liebevoll, mit einer Freundin im Kaiserhof in Karlsruhe zum Mittagessen verabredet gewesen sei, „um mir den Krieg von der Seele zu reden“, sagte sie. Es habe Spaghetti mit Tomatensauce gegeben. Ihre Aufmerksamkeit galt jedoch weniger dem Nudelgericht, vielmehr einem feschen Burschen am Nachbartisch, der, ebenfalls von einem Freund begleitet, völlig ungeniert das Wort ergriffen und die beiden jungen Damen auch im Namen seines eher schüchtern wirkenden Kameraden angesprochen hatte, so dass sie, beziehungsweise beide, auf einen Schlag erröteten. Aus dem kurzen Wortgeplänkel und der Einladung zum Eis wurde schließlich eine Doppelhochzeit. „Es war beileibe nicht üblich, als Frau alleine in einem Gasthof einzukehren, geschweige denn, sich von einem Soldaten ansprechen oder gar einladen zu lassen.“ Ein Soldat, der wieder an die Front zurückkehren würde, sei wirklich nicht ihr Traum gewesen. So kam sie schließlich in eine alteingesessene Schwarzwälder Zimmermannsfamilie, die sie aber zunächst nicht akzeptieren wollte, weil es unsicher war, ob der Sohn jemals wieder aus dem Krieg heimkehren würde ... Die ungeliebte Schwiegertochter. Auch dies sei ein eigenwilliges Erleben von Fremde, wenngleich eine andere, sollte sie kurz vor ihrem Tod einmal sagen. Doch zurück in andere Tage.

„Morge Nochmittag gemmer in d Heibere. Saisch aber de Mama si sott eich e alde Hos ruslege, wenn se hit obed hoimkunnt.“

Als Mutter abends nach Hause kam, war ich gefordert, den Ausflug, der für den nächsten Tag geplant war, ins Spanische zu übersetzen. Der Sinn des Satzes schien mir dabei nicht so sehr das Problem zu sein, sondern die Pein, das spanische Wort für „Heidelbeeren“ zu finden. Allzu lange zerbrach ich mir den Kopf jedoch nicht. Denn ich wollte alles andere als verlegen sein, und wie so häufig in jener Zeit – knapp sechs Jahre war ich alt – sollte die spielerische Phantasie des Kindes dort Pate stehen, wo es darum ging Brücken zu bauen. So entstand schließlich einer meiner ersten, bewussten Sätze, der, unbekümmert ins Spanische gesprochen, ein deutsches Wort in die andere Sprache rettete. In diesem Fall das Wort „Heidelbeere“. Das hörte sich dann ungefähr so an: „Mamá, mañana vamos a buscar Heidelbeeren.“ Nach dem fragenden Blick, den Mutter in meine Erklärungsversuche legte und einem nachvollziehbaren Missverständnis, das bei dem seltsamen Wort „Heidelbeere“ auf der Hand liegt, konnte ich sie schließlich mit einer Umarmung beruhigen, dass ich nicht davon sprach, nach Heidelberg zu fahren, sondern dass wir einfach nur die Absicht hatten, in den Wald zu gehen, um die violettblauen Beeren zu pflücken, die sie, das wusste ich seit ein paar selbstgebackenen Kuchen, welche uns Emma Viktoria vor die Tür gestellt hatte, genau so zu schätzen wusste, wie wir Kinder. Es war nicht das einzige Mal, dass ich all meine Rede- und Überredungskunst aufbringen musste, um zwischen den beiden Sprachen und damit den beiden Lebensentwürfen zu vermitteln. Sie gaben sich in unserem Domizil tagtäglich ein Stelldichein. Letzten Endes sollten wir Kinder jedoch unseren Willen durchsetzen. Wie so oft, wenn es darum ging, die neue Heimat anzunehmen.

Stellen Sie sich vor, dass ich in einem Haus aufgewachsen bin, das zwei Stockwerke hatte. Im ersten Stock wurde alemannisch gesprochen, also annähernd deutsch, und im zweiten andalusisch, also annähernd spanisch. Wenn sich eine sternenklare Nacht abzeichnete und man den Mond am Himmel sah, hieß er im zweiten Stock „la luna“ und war weiblich. Betrachtete man ihn vom ersten Stock aus, war sie plötzlich männlich und hieß „der Mond“. Ein paar Treppenstufen genügten und aus der Frau wurde ein Mann, oder umgekehrt, wurde nach ein paar Metern aus dem Mann wieder eine Frau.

Das Haus, in dem wir lebten, steht heute noch in Hausach-Dorf. Um ins „Städtle“ zu kommen, wie die „Dörfler“ den umtriebigeren Teil der Stadt gemeinhin nannten und heute noch zu bezeichnen pflegen, mussten nicht nur einige Kilometer Wegstrecke zurückgelegt werden. Es waren Welten, die den Menschenschlag, der rund um den alten Friedhof im Westen der Stadt unter der einstigen Burg der Zähringer lebte, von demjenigen im Ortskern unterschieden. Die Menschen im Dorf wandten sich in ihren Lebensentwürfen und Verhaltensweisen eher den Seitentälern und dem Wald zu, wohingegen die „Städtler“ vom Kommen und Gehen der Fabriken lebten und ihren Tagesrhythmus dem Zeitkorsett der Stempeluhr angepasst hatten. Hausach, müssen Sie wissen, ist eine alte Arbeiterstadt. Längst sind aus einigen ehemals kleinen, überschaubaren Familienbetrieben komplex vernetzte

Unternehmen geworden, die weltweit agieren, andere hingegen sind untergegangen. Einst gab es neben der Metall verarbeitenden Industrie, die bis heute den Hauptteil der Arbeitsplätze sichert, eine Hosenträger- und (ihr gegenüber) eine Strohhutfabrik. Alles Geschichte. So wie auch der Grund, weshalb meine Eltern aus Andalusien Anfang der sechziger Jahre in den Schwarzwald kamen, um für kurze Zeit in Deutschland zu arbeiten, und die dann wieder nach Málaga zurückkehren wollten, längst Geschichte geworden ist. Auch meine.

Kindheit war immer Wirklichkeit und Vorstellung in einem. Hier das Alemannische, dort das Andalusische. Der Inbegriff des einen war für mich ein Rucksack und geheimnisvolle Nachtwanderungen, das zünftige Vesper beim Sonnenaufgang danach und Hosenträgerspeck oder hart geräucherte Bratwürste, die zur wohlverdienten Frühstückspause nach den vielen Kilometern durch den stockdunklen Wald endlich ausgepackt werden durften. Dazu gab es meistens ein paar Scheiben Bauernbrot und, vor allem, dies noch: den Stolz auf ein eigenes Taschenmesser, das man nach dem herzhaften Mahl – ganz wie die Erwachsenen – am Lederarsch kräftig abrieb. Damit war nicht nur das Messer wieder sauber, sondern die Lederhose auch gut eingefettet. Einer der frühesten Sätze aus meinen Kindertagen lautete – Emma Viktoria hatte ihn uns mit auf den Weg gegeben, als sie uns das Handwerkszeug schenkte – „E rächte Kerle het e Messer im Sack.“ Ein Satz, so alemannisch klar, wie mein spanischer Name. Zum Musterbeispiel der anderen Lebensweise, wurden mir die Sonntage: Stöckelschuhe bei den andalusischen Damen und goldene Siegelringe an der linken Hand ihrer Männer. Herausgeputzt also, und auf den gemächlichen Spaziergängen ein Palaver ohne Ende. Die etwas „feinere“ Art, sich fortzubewegen, die sich nie in den Wald verirrte. Mit Stöckelschuhen auch nur schwer vorstellbar. Von weitem betrachtet, waren die Tannen eine willkommene Erinnerungsstütze und Kulisse, die den Palmen in der Heimat jedoch niemals hätten das Wasser reichen können. Das Deutsche hingegen und, ihm ebenbürtig, das Spanische, fristeten in meinen frühen Kinderjahren ein kümmerliches Dasein. Beide Hochsprachen sollten erst später an Bedeutung gewinnen, als meine Geschwister und ich morgens zur Schule gingen und nachmittags den muttersprachlichen Unterricht im „Colegio Español“ besuchten, den Vater in Hausach gegründet hatte – zu unserem Leidwesen. Heute sind wir froh über die zusätzliche Sprache, die uns, wenn auch mit fragwürdigen Büchern – sie kamen alle aus der Franco-Diktatur, aber dieser Umstand schien keinen wirklich zu interessieren – beigebracht wurde.

Gegebenheiten wie Widersprüche und dennoch war alles Spiel und Abenteuer. Das Haus am Waldrand, samt großem Hühnerstall und eigenem Kartoffelacker, umgeben von Feldern und sumpfigen Wiesen, oder die geheimnisvolle Weidenplantage hinterm Haus, auf der wir – verbotenerweise – mehr als nur einmal Jagd auf Kreuzottern und Blindschleichen gemacht hatten. Die Kindheit dort sollte nach und nach meine Heimat werden. Ein Haus, zwei Stockwerke, zwei Mütter. Das wurde mir aber erst viel später wirklich klar. Als Emma Victoria im Jahre 2002 starb. An Leukämie.

Ich durfte eine Frau in den Tod begleiten, die wir nie „Mutter“ genannt hatten und die uns dennoch eine Mutter war. Eigene Kinder waren ihr nicht vergönnt. Sie lag in jener Nacht, in der Karlsruhe bombardiert wurde, im Krankenhaus, und die Blinddarmoperation, der sie sich hätte unterziehen müssen, konnte nicht mehr durchgeführt werden, ihr Leben war nur noch mit einem Noteingriff zu retten. Sie selber sprach niemals über die Bombennacht. Wie sie auch nur sehr spärlich vom II. Weltkrieg erzählte oder der Zeit davor und den Jahren unmittelbar danach. Ich habe Vieles über sie von anderen erfahren. Menschen, die sie kannten und mir von ihren Mädchen- und Jugendjahren berichteten. So erfuhr ich, dass sie als junge Frau in Stellung war, bei einer jüdischen Arztfamilie aus Karlsruhe. Sie sollte ihr zur Flucht verhelfen. Als deren Haus ins Visier der SS-Schergen geriet, setzte sie nach und nach einen Plan um, den sie mit der Familie minutiös vorbereitet hatte. Jeden Tag verließ ein anderes Familienmitglied das Haus und wurde in Sicherheit gebracht. Erst die Kinder, dann die Mutter, schließlich, als letzter, der Vater. Emma Viktoria hatte dabei die heikle, ihr dennoch sehr bewusste Aufgabe, so zu tun, als nähme alles seinen alltäglichen Verlauf. Sie ging wie jeden Morgen zum Bäcker, kaufte dieselbe Menge an Brötchen und holte frische Milch. Dann kehrte sie voll bepackt zurück und ließ sich etwas Zeit, bevor sie die Federbetten ausschüttelte und den Gehweg fegte. Anschließend verbrachte sie den Tag im Haus und las, hatte dabei die Männer jedoch, die glaubten, Kommen und Gehen in der Arztpraxis und der darüber liegenden Wohnung zu kontrollieren, immer wieder im Blickfeld. Mit Anbruch der Dunkelheit fuhr sie wie jeden Abend mit dem Fahrrad zu ihren Eltern und schmuggelte all jene Habseligkeiten fort, die der Familie bei ihrer Flucht nach Amerika wichtig waren. Da sie zu Hause wohnte und nicht bei der jüdischen Familie schlief, fiel es nicht weiter auf, womit sie sich jeden Abend mit dem Fahrrad auf den Heimweg machte. In jener Zeit war ihr die Freundin, mit der sie sich immer wieder zum Essen verabredet hatte, eine wichtige Stütze. Erst als alle Familienmitglieder das Haus endgültig verlassen hatten, ging auch sie ein letztes Mal aus der alten Villa, warf den Hausschlüssel in den Briefkasten und fuhr davon. Irgendwann verstand ich, dass die Konsequenz, mit der sie uns „Spanierkinder“ ihr Leben lang verteidigte und uns in jeder Hinsicht zur Seite stand, nur eine Fortsetzung ihres Glaubens und Mutes war, den wir im Alltag vorgelebt bekamen. Ihr Credo war schlicht und einfach: „Vor Gott sind alle Menschen gleich!“ Emma Viktoria war diejenige, die uns die Sicherheit schenkte, so sein zu dürfen, wie alle anderen Kinder auch. Einfach nur Kinder, die einen Anspruch darauf hatten zu spielen, sich hie und da auch Lausbubenstreiche ausdenken durften und die tagsüber nicht herausgeputzt und in feinem Zwirn mussten, vielmehr all ihre kleinen und großen Kindsabenteuer ausleben konnten. Natürlich immer erst, wenn wir unsere Schularbeiten gemacht hatten. Dabei war es ihr oft egal, wie die tatsächlichen Aufgaben lauteten. Als erstes mussten wir einfach nur lesen. Laut vorlesen. Meine Brüder und ich waren abwechselnd an der Reihe. Wenn wir die Geschichten zu ihrer Zufriedenheit vorgetragen hatten und diese wie muntere Dialoge und Erzählungen im Raum standen, dann ging es ans Rechnen. „Lesen müsst ihr

können,“ betonte sie immer wieder, „und Rechnen. Das Einmaleins müsst ihr im Schlaf aufsagen!“ Meistens halfen uns dabei Walnüsse, die fast immer in einem Korb auf der Anrichte standen, und wenn keine zur Hand waren, taten es auch kleine Kieselsteine. Es war ihr auch nicht wichtig, ob wir die lateinischen Fachausdrücke beherrschten oder nicht. Addieren hieß „Zommezähle“ und Subtrahieren war im Wörtchen „Abziege“ mehr als aufgehoben. Danach schickte sie uns häufig zum Einkaufen. Schließlich musste in der Praxis erprobt werden, was theoretisch im Kopf eine unnütze Tortur schien. Sobald wir wieder in der Küche saßen, nahm sie den Kassenzettel an sich, und wir mussten Nudeln, Obst und Eier, Mehl und Zucker und natürlich die Bonbons – ein paar „Gutsele“ waren für uns immer dabei – sorgfältig auf dem Tisch ausbreiten und in korrekter Schreibweise die Namen all der Dinge auflisten, die wir mitgebracht hatten und alles noch einmal nach- das heißt zusammenrechnen. Das war natürlich erst möglich, nachdem wir schreiben und lesen konnten. So verband sich jeden Nachmittag die Pflicht mit dem Vergnügen, Süßes zu ergattern. Wenn dann die Schulhefte wieder verstaut und all die Hausaufgaben, die wir sonst noch aufhatten, in „Schönschrift“ gemacht waren, durften wir raus auf die Straße und unsere Freunde treffen. Nicht ohne ihre Ermahnung, spätestens zur „Betzitt“ wieder zu Hause zu sein. Das war abends um sechs. Die Stunden in der Küche werde ich nie vergessen. Dort wurden Zeit und Spiel eins.

„Bevor eure Mutter nach Hause kommt, müsst ihr euch aber wieder umziehen, wascht euch die Hände, putzt die Schuhe.“ So gab Frau Welle Mutter die Gewissheit, dass wir nicht verwahrlost herumstreunten, sondern stets ordentlich gekleidet waren. Mit dem „Lederarsch“, den uns Emma Victoria nachmittags immer anzog, weil der Wald, der ans Haus angrenzte, sich mit einem delikateren Stoff, wie ihn Mutter gerne gesehen hätte, doch nicht ganz so vertrug, hat sich „mamá“, die wir immer nur spanisch ansprachen, nie angefreundet.

Lange habe ich mich gesträubt für beide Frauen, ohne die wir heute nicht diejenigen wären, die wir sind, das Wort „Mutter“ gleichzeitig zu benutzen. Im Nachhinein, Jahre nach dem Tod der Frau, die unsere Familie Anfang der sechziger Jahre in Hausach im Schwarzwald aufgenommen hatte, fällt es mir leichter, auch sie als Mutter zu bezeichnen. Vielleicht deshalb, weil sie mir heute in meiner Vorstellung antwortet und meine Gefühle nicht berührt werden können.

Als ich meine Geschwister vor kurzem fragte, welche Bilder aus unserer gemeinsamen Kindheit bei ihnen am stärksten nachwirkten, waren die Antworten so unterschiedlich wie unsere Lebenswege. Meine Schwester meinte, sie sehe immer noch, wie Emma Viktoria mit einer weißen Schürze in der Küche stünde und Linzertorten backe. Meine Brüder hingegen erwähnten den Schutz, den sie hinter ihrem Rücken fanden, wie sie an ihrem Rockzipfel hingen, wenn sie etwas ausgefressen hatten und sich in Sicherheit bringen mussten. Der ältere, weil er wieder einmal die sorgfältig aufgebauten Spielzeugarmeen umwarf – ganze Schlachten zwischen Indianern und Soldaten hatte unser jüngster Bruder im Treppenhaus in Szene gesetzt –, der jüngere, wenn er auf der Straße wieder einmal den Mund zu voll nahm und

sich nur zu helfen wusste, indem er schnurstracks nach Hause rannte, um keine Prügel einzustecken.

Denke ich an Emma Viktoria, ist es immer die Sprache, die mir einfällt. Ihre ruhige Stimme. Ich kann sie zwar heute nicht mehr hören, doch die Bilder, die sie in ihren Schilderungen aufleben ließ, sind dafür umso farbiger präsent. Ich liebte es, wenn sie ins Erzählen kam oder einfach nur ein paar schlichte Zeilen reimte: „Hab Sonne im Herzen, ob’s stürmt oder schneit, ob der Himmel voll Wolken, die Erde voll Streit. Hab’ Sonne im Herzen, verlier’ nie den Mut, hab Sonne im Herzen und alles wird gut.“

Die Kultur- und Geisteswissenschaften haben in jüngster Zeit die Debatte um sogenannte „Universalien“ neu angeregt: Betrachten wir auch Literatur als „Universalie“, die in jeder Kultur anzutreffen ist, so können wir uns fragen: a) was zeichnet Literatur als anthropologische Konstante aus; b) welche spezifischen Prägungen von „Literatur“ sind in den verschiedenen Sprach-, Zeit- und Kulturräumen anzutreffen – und wie lassen sie sich vergleichen; c) wie ist es der Literatur im Verlauf der Kontaktgeschichte menschlicher Kulturen gelungen, zwischen verschiedenen, oft divergierenden Auffassungen zu vermitteln? Dabei wird auch das weite Feld literarischer Grenzenüberschreitungen und Brückengänge angeschnitten: Übersetzungen, polyglotte oder „interkulturelle“ Literaturen, Reise- und ethnographische Berichte. Der Hauptteil des Bandes widmet sich dem Wechselspiel von kultureller Geprägtheit und universalem literarischem Ausdruckswillen – theoretisch fundiert; in Beispielanalysen mit Blick von außen auf die deutschsprachige Literatur sowie in der Frage nach der Repräsentation von Welt in Texten der deutschsprachigen Literatur. Das Schlusskapitel „Interkulturelle Textwerkstatt“ gibt Einblick in einen zunehmend zentral werdenden Aspekt der Gegenwartsliteratur: Vorgestellt werden Gedichte und Erzählungen von Autorinnen und Autoren, die sich bewusst für Deutsch als ihre Schreibsprache entschieden haben – Marica Bodrožić, Tzvetia Sofronieva, Yoko Tawada, José F.A. Oliver und Ilija Trojanow.



GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT
GÖTTINGEN

ISBN: 978-3-941875-47-0
ISSN: 1866-8283

Universitätsdrucke Göttingen